

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 50

Artikel: Eine Herbstwanderung im Elsass
Autor: Vogt, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kapsersberg.

freuen können. Hatten sie durch ihren Gesang den Herrschaften eine Freude machen und sich ihrer Gesellschaft wert erweisen können, so sollte ihnen dies Vergnügen jetzt nicht durch ein Mittag- oder Abendessen abgekauft werden. Es schien ihm, dadurch gäbe er der schönen Fremden gar vollends das Recht, ihn mit Geringschätzung als einen armen Schläuder und fahrenden Schüler anzusehen. Darum gab er durch seine Antwort von neuem Anlaß zur Verwunderung.
(Fortsetzung folgt.)

Eine Herbstwanderung im Elsaß.

Von Fr. Vogt.

I. Im Kapsersberger Tal.

Als der alte Balthasar Han in seinem „Seelzagen- den Elsaß“ den Reichtum seiner schönen Heimat so recht eindringlich schildern wollte, tat er es mit den Worten:

„Drei Schlösser auf einem Berge,
Drei Kirchen auf einem Kirchhofe,
Drei Städt' in einem Thal,
Drei Ofen in einem Sahl.
Ist das ganz Elsaß überall!“

Er ließ sich wohl nicht träumen, daß er damit ein geflügeltes Wort prägte, das sich Jahrhunderte halte. Aber noch immer schauen aus waldiger Höhe drei roman- tische Schlösser auf's alte Städtchen Rappoltweiler. Die drei Kirchen standen weiland zu Reichenweier, einem wunderhübschen, altertümlichen Städtchen mitten im feucht- fröhlichen elsässischen Weinland, auf einem Friedhof, und ihre Glocken läuteten alle Tage ihr frohes „Vinum bonum, vinum bonum“ ins weite Rebland hinaus. Die drei Städtchen endlich findet der Wanderer am Talaus- gang von Kapsersberg, nämlich Kapsersberg, Ammersch- weier und Kiensheim. Und allerliebste alte Städtchen sind sie alle geblieben, trotz der vielen Stürme, die im Laufe der Jahrhunderte über sie dahingebraust sein mögen,

Städtchen, in welchen man sich sofort heimisch fühlt, in welchen jeder Winkel anheimelnde Gemütlichkeit früherer Jahrhunderte atmet.

Gerade in diese Gebiete, die dem Chronist Balthasar Han vorschwebten, brachte mich meine Herbstwanderung. Und, um es gleich vorweg zu nehmen: Es waren prächtige Tage, voll inneren Erlebens. Der Oktober hatte seine schönste Farbenpracht auf Feld und Flur gezaubert. Tag für Tag strahlte die Oktobersonne wohlige Wärme vom klarblauen Himmel, wenn sie mit den Morgennebeln fertig gewor- den war.

Von Kolmar nach Schnierlach (Lapoutroie) im Tal der Béchine fährt ein höchst gemütliches Bähnchen. Das kennt in unserer jagenden, hastenden Welt den Wert der Zeit noch nicht, oder schätzt ihn wenigstens gering ein. Es kümmert sich wenig drum, ob's eine halbe oder ganze Stunde früher oder später ist und hat auch dann immer noch Zeit, da und dort dem Reisenden Gelegenheit zu einer Land- schaftsbetrachtung zu geben, auf daß man nicht versucht



Altes Haus in Kapsersberg.

sei, zu ihm zu sprechen: „Verweile doch, es ist zu schön!“ Dreißig Minuten nach der offiziellen Abfahrtszeit stand es endlich auf dem Kolmarerbahnhof bereit, und nach weiteren fünfzehn Minuten beliebte es abzdampfen, hinaus ins weite Rebland, ins Tal der „Drei Städt“. In Lo-gelbach beobachtete ich mit größter Freude ein liebliches Kleinbahn-Idyll. Eine Frau und vermutlich ihre Tochter hatten vergessen, dem freundlichen Schaffner die Fahrkarte abzugeben. Sie waren schon ein gutes Stück weit, als es der pflichtbewußte Beamte entdeckte. Auf und davon und ihnen nach! Die Karten wurden aberlangt, in aller Seelenruhe an Ort und Stelle coupiert und derweilen wartete natürlich unser Züglein — das übrigens Wagen hatte, denen man die Kriegszeit voll anmerkte — geduldig, um dann stolz weiter zu dampfen. Das alles hat mich so recht erfreut und ich war weit entfernt, mich über die Verspätung zu ärgern. Im gleichen Wagen fuhr eine Knabenklasse aus Kolmar. Die muntern, aufgeweckten Burschen, die eine Vogesenwanderung nach Rappersch-wihr (Rappoltzweiler) vorhatten, gefielen mir. Sie sprachen ihr unverfälschtes Elsässerdeutsch, und wenn zwi-schenhinein einer zur Abwechslung französisch sprach, so bekam er sicher eine deutsche Antwort. Mit den Lehrern aber wurde nur französisch gesprochen.

In Ammerschweier verließ ich den Zug, um zu Fuß nach Kaysersberg zu wandern, die drei Städte in aller Mühe anzusehen. Große Sehenswürdigkeiten hat nun zwar keiner der Orte, dafür aber der lieblichen Reize mehr als genug. Schon Ammerschweier, zum großen Teil noch von Mauern und Türmen umgeben, mit seinen gothischen Bür-gerhäusern mit den malerischen Erkern und Giebeln, brun-nengeschmückten Plätzen, gefiel mir ausnehmend. Auch Rienz-heim hat seine Stadtmauern auf unsere Tage hinüberge-rettet. Hier wohnte im 16. Jahrhundert der kaiserliche Feld-hauptmann Lazarus Schwendi, und die Elsässer haben ihm ein dankbares Andenken bewahrt, hat er ihnen doch die Tofaner-Rebe geschenkt, eine Tat, die als würdig befunden wurde, in einem Denkmal verewigt zu werden.

Ein kleiner, genussreicher Spaziergang und auch der letzte der drei Orte, zugleich der wichtigste, war erreicht, Kaysersberg. Es ist wirklich eine Krone elsässischer Land-städtchen, hat noch ganz mittelalterlichen Charakter, als wäre es das alte Reichsstädtchen von anno dazumal. Mauer, Turm und Wall findet sich vor. Winkelige Gassen und Gäßchen mit ansprechender Architektur bilden für jeden Freund alter Bauart ein wahres Dorado. Gerne gedenkt man des genialen Hohenstaufenkaisers Friedrich II., der 1226 den Ort zur kaiserlichen Stadt emporhob. Die Kaysersber-ger sind stolz auf ihren Ort, ihre hübschen Giebelhäuser mit den steingeschnitzten Erkern, das schöne Rathaus im



Befestigte Brücke der Weiss in Kaysersberg.

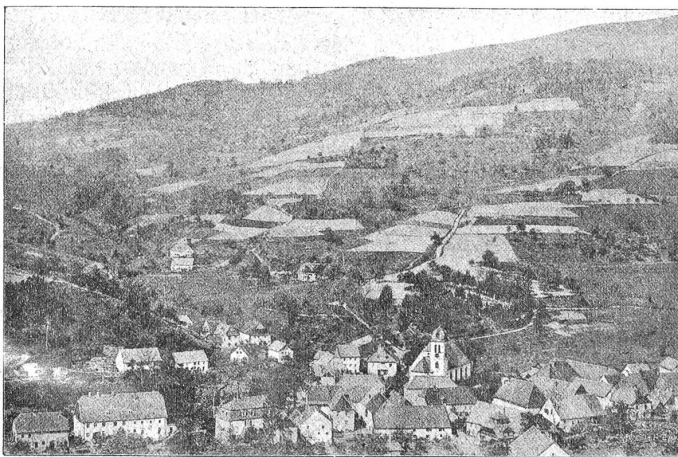
Frührenaissancestil. Nicht weit vom Rathaus steht im Hofe eines alten Bürgerhauses ein kunstreicher Brunnen, an wel-chem der biedere Kaysersberger Bürger Matthias Hiffel „benebt seiner lieben Ehefrau Elisabeth Birdlein“ 1618 folgende elsässische Weinweisheit anbringen ließ:

„Dringstu Wasser in dein Kragen
Über Dich, es kalt din Magen.
Drink mäsig alten subtilen Wein,
Rat ich, und las mich Wasser sein!“

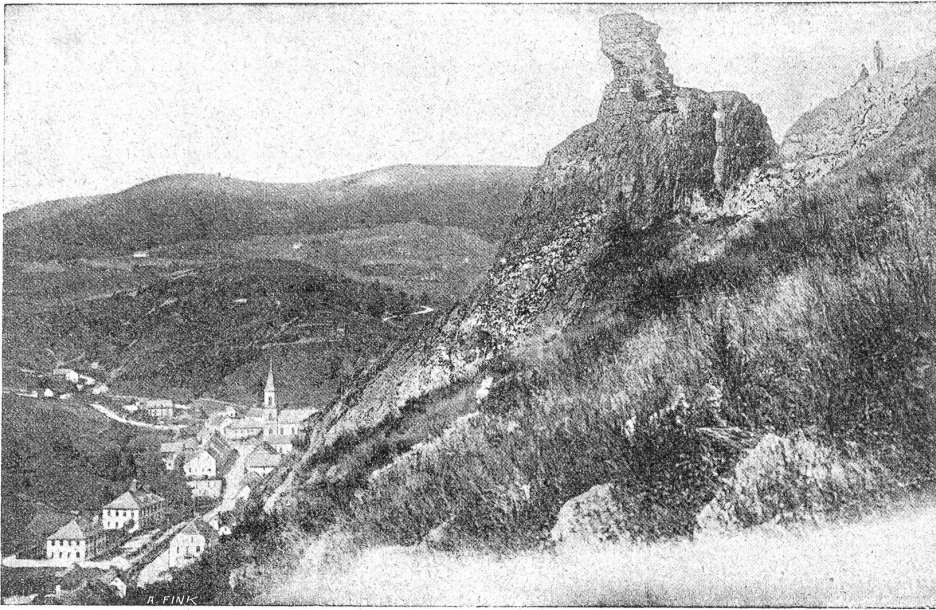
Ich konnte es nicht über mich bringen und mußte dem „Neuen Elsässer“ die Ehre antun, bekam übrigens einen vortrefflichen Tropfen. Alt, wie so vieles in Kaysersberg, ist auch das Pestkreuz westlich vor der Stadt. Man zählte das Jahr 1511, als im Elsaß eine Pestepidemie zahlreiche Opfer forderte. Da wollten die Sigolsheimer durch Kaysersberg nach Kloster Alspach wallfahrten. Die Kaysers-berger verwehrten aber den Durchgang und überschütteten die Büßenden mit Hohn und Spott. Die Sigolsheimer zogen um die Stadt herum. Da brach in Kaysersberg die Seuche aus und die eben noch spottenden Bewohner ge-lobten einen feierlichen Empfang der zurückkehrenden Sigols-heimer. Nach der gemeinsamen Andacht soll die Pest er-loschen sein. Seither aber halten alljährlich die Bewohner der beiden Orte am Tage „Kreuzes Erfindung“ eine ge-meinsame Prozession ab. Von der alten, grauen Feste ober-halb der Stadt, die 1227 erbaut worden sein soll, genießt man einen wunderhübschen Blick auf Ort und Umgebung von Kaysersberg.

Wer gegenwärtig das Elsaß aufsucht, wird auch den Schlachtfeldern einen Besuch abstatten. Nachdem ich schon früher im Münsertal die Verheerungen gesehen hatte, wollte ich nun auch die Frontstücke im Tal der Weiß und im Tal der Béchine besuchen. Wieder nahm mich unser gemütliches Bähnchen auf und brachte mich durch die reizende Gegend nach Lapoutroie, dem alten Schnierlach der Deutschen. Ich wähnte schon diesen Ort, der so nahe der Front war, teilweise zerstört, und war nicht wenig verwundert, daß nur vereinzelte Häuser des überaus stattlichen Dorfes geringe Kriegsspuren aufwie-sen. Wenn nicht vor der Kirche zwei deutsche Haubitzen und zwei Flammenwerfer gestanden hätten, man wäre wahrlich durch nichts an die schrecklichen Jahre des Krie-ges erinnert worden.

Von Schnierlach nach Diedolshausen, dem jetzigen Bonhomme (nach einem im Mittelalter bekannten Spi-tal Au bon Homme) führt eine wunderbar unterhaltene und angelegte, auf der ganzen Länge von prächtigen Bäu-men beschattete Straße. Sie soll die kürzeste Verbindung



Schnierlach.



Diedolshausen und Ruine Jutenburg.

zwischen Paris und Wien sein, was früher eine beachtenswerte Tatsache gewesen sein mag. Es geht aufwärts, hinein in eine ansprechende, liebliche Voralpenlandschaft. Prächtiger leuchten die bunten Wälder im Herbstsonnengold. Die wenigen Leute, die des Weges kamen, sprachen alle französisch und gaben auf eine deutsche Frage sicher eine französische Antwort. Auch unter deutscher Herrschaft hießen ja die Bewohner der Täler der Weiß und der Béchine die „Welschen“. Sie sprechen ein schwer verständliches Patois. An den Hängen erblickt man bis weit hinauf mächtige Weierhöfe auf saftig grünen Matten. Man fühlt sich in eine unserer Voralpenlandschaften versetzt. Namentlich die majestätische Pyramide des Brézouard zieht die Blicke auf sich.

Nach der Kriegskarte mußte nun jeden Moment die ehemalige Kriegsfront kommen. Aber sie kam zu meiner großen Ueberraschung nicht. Wohl standen am Wege einige wenige halbzerfallene Reduits, sah man hin und wieder ein Haus mit Granateinschlägen, nichts aber von Schützengräben, Unterständen, zerschossenem Land. In Diedolshausen löste sich dann das Rätsel. Wohl lag der Ort drei Jahre lang mitten in der Front. Als vor zwei Jahren aber die Diedolshausener heimkehren konnten, machten sie sich eifrig und rüstig an die Arbeit. Sie hatten keine Zeit zum Klagen und Sammeln. Mit neuer Hoffnung und festem Vertrauen an eine glücklichere Zukunft begannen sie den Wiederaufbau, ohne fremde Hilfe, vom neuen Vaterlande nur mangelhaft unterstützt. Und die Früchte dieser emsigen Tätigkeit bekommt man heute zu sehen. Alle Schützengräben im Dorf und dessen Umgebung sind zugedeckt und bereits überwachsen. Nur sehr schwer erkennt man die Linien noch. Wohl erblickt man noch einige zerschossene Häuser. Die meisten aber sind aufgebaut, größer und schöner als sie es vorher waren, auch die zahllosen Sennereien die Hänge hinauf. Neues Leben! Das festzustellen, war allein die Reise wert.

In einem Gasthof bei der Kirche des schön gelegenen Orts, der übrigens sehr wenig gelitten hat, hatte ich das Glück, den bauleitenden Architekten zu treffen. Ich äußerte ihm meine Verwunderung über den raschen Wiederaufbau und wies auf das Müntertal hin, wo noch sozusagen nichts gemacht ist. Er erklärte mir nun, daß Diedolshausen eine der reichsten Gemeinden sei. Noch jetzt müsse man hier keine Steuern bezahlen. Wo eben Geld sei, da komme man vorwärts, im Müntertal sei man in dieser Beziehung viel schlechter dran. Er sprach mir auch von der großen Arbeitsfreudigkeit der Bewohner. Die Arbeiter haben von sich

aus den Zehnstundentag eingeführt. Den freien Samstagnachmittag kennt man nicht. Ein guter Arbeiter, namentlich ein Handwerker, verdient bis Fr. 45 im Tag. Der überaus freundliche Herr, der übrigens unter den Deutschen im Felde stand, konnte mir noch viele interessante Einzelheiten über die Organisation der Rekonstruktionsarbeiten mitteilen. Eine Sennerei komme beispielsweise auf Fr. 180—200,000 zu stehen. Der Staat und die Gemeinde übernehmen die Kosten für die Herstellung in der früheren Art und Größe. Alles Neue dagegen müssen die Besitzer bezahlen.

Von Diedolshausen stieg ich auf gutem Fußweg zum Buchenkopf empor, von welchem mein Reiseführer meldete: „La Tête des Faux, qui fut témoin de l'héroïsme des chasseurs alpins, est un des points de l'ancien

front des Vosges les plus dignes de retenir l'attention du touriste“. In Diedolshausen sagte man mir, daß die Front hier noch intakt sei und auch nicht aufgeräumt werden solle. Und nach ungefähr 30 Minuten Marsch war ich denn auch mitten drin im französischen Schützengrabengewirr und bald kam auch der zeretzte Wald mit den grauenhaften Baumleichen. Am Fuße des Buchenkopfes ist ein mit großer Liebe angelegter französischer Soldatenfriedhof, mitten in unzerstörtem Jungwald, ein Ort von ergreifender Tragik. Den Eingang ziert ein hübsches Denkmal für den Kommandanten des 215. Regiments, Henri Duchesne, der hier am 2. Dezember 1914 fiel. Fast alle Gräber waren geschmückt, teilweise mit frischen Blumenkränzen, die Angehörige wohl erst kürzlich niedergelegt hatten. Auf gar vielen Gräbern aber las ich die traurige Aufschrift: „A mon fils unique!“ Mitten im Friedhof ist eine kleine Waldkapelle, hübsch geschmückt, die ebenfalls stehen bleiben soll.

Der Buchenkopf ist zu Frontstudien höchst geeignet. Der Gipfel mag ungefähr 50 Schritte breit sein. Auf der einen Seite hatten sich die Franzosen festgesetzt, auf der andern die Deutschen. Ringsum ein wüstes Chaos von Schützengräben, vereinzelt Gräbern, Stachelbrautverhauen, spanischen Reitern, aufgewühlter Erde, Granatsplittern. Aber über alles ist Mutter Erde bestrebt, einen schützenden Mantel zu decken. Bereits wuchert allenthalben Gras und Unkraut und in wenigen Jahren wird auch hier die Verwüstung zugedeckt sein. Oben auf dem Gipfel arbeiteten Steinhauer an einem Denkmal für die tapferen Alpenjäger.

Der Buchenkopf ist aber auch ein Aussichtspunkt erster Ordnung. Weit nach Frankreich hinein reicht der Blick, schweift über die schönen Vogesen hinab zur Rheinebene und hinüber zum Schwarzwald.

Den Abstieg, vorbei an mächtigen deutschen Anlagen, nahm ich über Orbey, das deutsche Urbeis.

(Schluß folgt.)

Christfest.

Von Erwin Schlup.

2

Dann kam die Zeit, da Martha die Schulbank verlieh. Sie hatte das Patent als Lehrerin in der Tasche. Die alte Haushälterin war zu ihrer Tochter gezogen und nun übernahm Martha vorläufig deren Stelle. Der Vater meinte, in zwei, drei Jahren sei es immer noch früh genug, sich in den Schulbetrieb einspannen zu lassen. Die einstigen Ge-